

(Nachdruck verboten.)

Der Kasten vom Hollarbräu.

19) Roman von R. von Seydlich.

Wortlos, im Takt und ohne zu rasten durchgeht, wie ein Schnitter das Feld, der Mälzer den Haufen und wirft die goldgelbe Frucht mit der Schaufel auf, daß sie sprühend auf die andre Seite fällt. Denn der keimenden Frucht ist auf der Tenne nur scheinbare Ruhe gegönnt. Thermometer und Uhr — und am sichersten der Blick des erfahrenen Obermälzers bestimmen, wann ein „Naghaufen umgekehrt“, ein „Wachshaufen gewidert“ und ein „Althaufen gearbeitet“ werden soll. Streng bestimmt ist die Bewegung bei der Arbeit: die erst-erwähnte bedarf nur eines „Stiches“, die zweite zweier „Stiche“, die dritte ihrer drei. — Und wenn die Zeugungskraft der Milliarden Keime zu mächtig wird, muß Alarm geschlagen und alle Mann zum „Mischen“ herangeholt werden. Prüfend mißt der Erfahrene von Stunde zu Stunde die Länge der hervorschiebenden Würzelchen; er notiert im Mälzereimannal genau, wann es spitzt, gabelt, und wenn es droht, Filzmalz zu werden. Der Mülchener zumal weiß, daß kurzes Gewächs seinem süßen, schweren Bier vortheilhafter ist und vermeidet ängstlich die sogenannte Fährung auf warmen Schweiß, d. h. er verhindert die rasche Erwärmung der lebenden Haufen. Ob solche Ereignisse mittags oder nachts eintreten, ob der Wursch aus dem Bett oder vom bescheidenen Mahl weg an die Arbeit muß, das weiß selbst der Obermälzer nicht oft voraus, denn mit der Triebkraft in der Natur, mit Temperatur und dergleichen „hat's seine Mucken“. Darum ist das Mälzen kein Sinderspiel, sondern ein verantwortungsvoller Vorpostendienst der gesamten Brauerkunst.

Unablässig giebt's zu beachten, zu bedenken; ein Fenster muß auf der Windseite geschlossen, ein andres geöffnet werden; einige Stellen im Wachshaufen müssen flach aneinander gezogen werden, weil da der Boden wärmer zu sein scheint und das Keimen zu sehr beschleunigt; dort wieder wird stark übereinander geschichtet, weil unter dieser Stelle um diese Jahreszeit eine kalte Quelle im Boden rinnt.

Ist endlich das warme feuchte Brutbett zu richtiger Reife gediehen, so tritt die gesamte Masse eine neue Reise an, zur Schmelze. Da hat dann das lustige Wachsen ein jähes Ende — der brütende, duftende Dunst verzieht sich, und Korn und Keim trocknen allmählich, oft noch mit der Schaufel umgehänfelt, ein. Dann aber öffnet sich der Hüllenrachen der tödlichen Darrhitze, und auf der Horde glühend-heißem Gitterboden eifrig bearbeitet und „umgeschlagen“, verfliegt die kaum geborene Pflanzenseele würzig duftend zum Dunstschlauch hinaus, und vom goldbraun gerösteten Korn bröckelt das vorher so saftstrokende und lebensfrohe Wurzelgewirr, zu jännerlicher Mumie eingedorr, staubtrocken herab und fällt in dauerndem, klüsternden Regen zwischen den heißen Röhren der Wärmekammer oder „Sau“ in die Tiefe. Das Malzkorn aber kommt in die großen nummerierten Massengräber der Malzkästen, von wo es dereinst zu neuem Leben im Maischbottich erwacht. —

Dieser einfache Vorgang und seine strikt innegehaltene hundertfache Wiederholung bildete seit Jahren des Kasten einziges Lebensinteresse. Unter dem ewigen Einerlei schwandten ihm die Tage, die Jahreszeiten in Arbeit und Schweigen. Sein gellendes Pfeifen, sein Singen, das frohe helle Blitzen der Augen hatte aufgehört. Ueber seine Jugend sollte nun einmal Gras wachsen, schien es; und gar die Weiber — die schienen ihm wie störende Schatten, die durchs Leben fahren. Sein hitziger, kindischer Ehrgeiz hatte sich abgekühlt, er strebte nicht mehr heftig nach oben; er glaubte, er müsse es abwarten, bis man ihn hinaufberief. Seine Wange war bleich und wächsern geworden, wie die weiten Keimfelder auf der Tenne, als sollte jener Arzt von damals recht behalten mit dem Herzleiden.

O ja, sein Herz war krank gewesen seitdem; aber er hatte das längst überwunden. Es war eine Art freiwilligen, weltlichen Mönchtums in ihm aufgekommen; und

er fand es gut so; die Arbeit war still, er hatte begriffen, worauf es ankam und rasch die Erfahrungen sich zu nutz gemacht. Er achtete es nicht für bedenklich, aus der Darre, also siebzig Grad Hitze, schnell hinabzulaufen, um nachzusehen, ob unten in der Tenne auch ordentlich gewidert werde, oder in den Hof hinaus, wo die Holzspalterei bei 15 Grad Kälte nicht vorwärts ging; — weil die betreffenden Wurschen sich lieber mit Schneebällen warfen, um warm zu werden.

Endlich hatte es ihn denn auch ein paarmal erwischt, und in den so muskelstarken Körper zog das Rheuma ein; zuerst hier, dann da, jedes Jahr irgendwo einen Nest zurücklassend fürs nächste; Kasten wunderte sich nicht wenig, als ihn die Widerstandskraft seiner Glieder zum erstenmal im Stich ließ und er sich schmierer und pflegen mußte wie ein Spitalweib. Und der Arzt warnte ihn noch mehr; „wer's nicht pflegt, dem schlägt's aufs Herz; und na' is bald rum.“

Er versiel dann in frühes Sinnen: „Sollt' ich sterben müssen, eh ich — —? Das, was er sich nicht zu denken traute: sein altes Ziel war's, die Vierherrschaft. Das schlummerte immer noch im Grunde seiner Seele. Aber der schöne Traum, der ihm vor Jahren so greifbar nahe stand, war im Laufe der Zeit vor ihm entwichen, immer höher und ferner; nicht daß er je gezweifelt hätte, die Erfüllung zu erleben, aber er fühlte es jetzt immer deutlicher, es gehörte zu solcher Erfüllung etwas mehr als seine Arbeit und sein Sinnen. Er hatte recht, es gehörte der glücklich mit dem seinen zusammentreffende gute Wille anderer dazu. — Und hierzu war ihm ja der Oheim immer gut — mehr als er dachte.

Und wenn ja einmal etwas wie Ungeduld in ihm sich regte, dann ging er hinter's Haus, an den zerfallenen Zaun, und setzte sich dicht an das rauschende Gewässer; und der Fzarbach flüsterte ihm allerlei zu und brachte ihn wieder zur Ruhe. Denn es ist etwas Eigenes ums Fzarwasser: es versteht besser wie andre Fluten, alle Verwirrung zu bannen. Schon an jenem ersten Tage, da er dem Zerlöst der Pfi nachließ — (mein! wie weit hinter ihm lagen jetzt solche Dinge) —, hatte er in der kühlen, keuschen Stromluft seine Brust gedehnt. Seitdem hatte ihn das wilde grüne Wasserweib in ihren Bann genommen; und jetzt die letzten Jahre war ihm eigentlich die umfließende Flut zum Wahrzeichen einer neuen Heimat geworden. — Heimat! Was ist Heimat einem jungen Menschen wie Kasten! — Einmal war er inzwischen zu Haus gewesen in Allersdorf, hatte den Vater wiedergegesehen und 's Mutterkel auf dem Friedhof besucht; er konnte dort heitern Mutz sein, denn sein Gehalt verschaffte im alten Vaterhaus gutes Leben und reichliches Genießen. — Aber Heimat war ihm Allersdorf lange nicht mehr. — Und die andre Heimat, die an einer treulichenden Brust — die hatte er noch nicht zu finden vermocht. — Eine dritte gute Heimstätte giebt's für den schaffenden Mann: die Stätte seiner christlichen Arbeit. Ja, seine Arbeit war dem Kasten lieb. Aber zur Heimat wurde ihm die Malztenne so wenig wie ehemals das Sudhaus. Er brauchte daneben noch die Fjar. Und das war zwar ein dauerndes, aber sehr platonisches Verhältnis; und im Grunde hatte die gute Freundin Fjar recht viel an ihm zu fühlen und zu frischen, und er zweifelte zuerst manchmal, ob sie's auch immer vermöchte. Aber sie vermöchte es. In ihrem schneegeborenen Busen hat sich schon manches größere Erdentveh gestaut, und manches Herz ist an ihm kühl und hart geworden, wie der bleiche Kalkschroffen, aus dem die schnelle Flut entspringt.

„Der Kasten? — der sitzt hinterm Haus, am Wasser, und thut rasten.“ So hieß der Bescheid, den Ringelmann sich holte, als er wieder einmal besuchenshalber in der Mälzerei vorsprach. Und Ringelmann ging durchs Haus, die kleine Treppe hinab, neben der Darrfeuerung durch und trat auf den dreieckigen Gerümpelwinkel hinaus, wo neben einem Haufen Keimgeschlagener Brauntohlen Kasten am Wasser saß.

„H Gott Kasten.“

„Ja, Ohm? 'H Gott!“

„I seh mi zu Dir a weng, austrasten, — Wie geht's alleweil?“

„Passiert. Magst an Trunk? Wart, i hol Der ein'n.“

Und dann, wie sie mit dem Maßkrug zwischen sich, geruhig dasahen, erfolgte zunächst einiges Geschwäg. Dann aber rückte der Oheim heraus.

„A schön's Trumm Leben bist jetz da heraußen, gelt?“

— „Mir is 's grad recht da.“

„Schön. Aber alleweil und alleweil —?“

„Was denn alleweil?“

„Willst denn grad da alt und grau werden? — Hast noch nie an Dei' Zukunft' dacht?“

„Wie denn — mei' Zukunft'?“ replizierte Kasfl, etwas beunruhigt durch des Oheims Worte.

— „No, — a so halt . . . I hab gmoant, Du willst amal höher 'naus, als wie grad Mälzer bleib'n Deiner Lebtag.“

— Kasfl schwieg. — Der Oheim faßte ihn also fester:

„Setz paß auf, — Du bist mer gar a so a Tropf wor'n in Dene Jahrn. B'erscht hab i dees gut g'heißn. Von Dene Sachen bo' damals red'n mer nixn. Aber i moan, in dera lang'n Zei' sollst doch amal anderscht denken 'lernst hab'n. — Da i' d'r Mälzerei hast g'lern't, was D' lernn kannst; lang scho'. — Jetz moan i, sollst amal wieder was anders schmecka, als wie Malz und wieder Malz.“

„I d' Brauerei 'nei' mag i nimmer“, sagte Kasfl dumpf, wie für sich.

Der Oheim schwieg jetz selber, wie um einen großen Wurf zu erwägen. Dann sagte er ruhig:

„s giebt doch andre Brüuer z' München, als wie grad d'n Ebelein.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man muß nämlich wissen: Ich gehöre zu den außerordentlichen, vom Schicksal bevorzugten Menschen, die einen Grad eigentümlich besitzen. Es ist der modernste Grad, der sich denken läßt, es ist geradezu der Grad des neuesten Sturzes. Denn er ist jederzeit fähig, irgend ein prächtiges, erinnerungsreiches, geschichtsschweres Jubiläum zu feiern. Am 18. Januar beispielsweise waren es gerade fünfzig Jahr her, daß er zum erstenmal an einer Hochzeit teilnahm. Und heute, da ich diesen Gedemartel für meinen Grad schreibe, sind genau fünfunds-zwanzig Jahr verlossen seit jenem bedeutsamen, für seine ganze künftige Entwicklung entscheidenden Tage, da an ihm zum erstenmal eine schneiderliche Reparatur vollzogen wurde.

Drei Generationen haben in diesem Grad geschwelgt, gehofft und gefürchtet. Seit 15 Jahren bin ich sein Besizer; ich bin der Majoratsherr des Grads. Ich habe ihn in Examensnöten getragen, er zierte mich, als ich mich auf dem Standesamt darenin ergab, für eine ganze Ewigkeit — und als ich in Leipzig vor dem Reichsgericht dagegen ankämpfte, für drei Viertel Ewigkeit ins Gefängnis gesperrt zu werden. Ja, mein Grad hat sogar wiederholt Umwälzungen in der Mode hervorgerufen. Ich habe des öfteren die Erfahrung gemacht, wie sorgsam man mich anschaute, wenn ich mich in meinem Grad an öffentlichen Orte zeigte. Vier Wochen darauf trugen alle Modelöwen der Stadt einen Grad solchen Schnitts, dieweil sie wähten, der meinige sei allerletzte Neuheit. So hat sich denn der Majoratsgrad der Joe-Dynastie bis zu diesem Augenblick seine unverweiffliche Jugendfrische bewahrt.

Aber so ein Gradbesitz verpflichtet auch. Es geht von ihm ein unwiderstehlicher Anreiz aus, ihn aus den Finsternissen des Schrank's hervorzuholen, ihn abzublättern und ihn irgend wohin zu führen, allwo solche Kleidungsstücke als Uniform vorgegeschrieben sind. Da ich mich nur um meines Bestzes willen nicht häufiger verheiraten oder Prozesse provozieren kann, so treibt mich der schwarze Kampfgenosse dreier Generationen eben in andre Gelegenheiten. Und in diesem Sinne sagte er neulich zu mir: „Joe, ich langweile mich, führ' mich auf den Metropolmaskenball.“ Das soll ja das Feinste sein, was gegenwärtig in Berlin zu schauen ist — ein Hundertmarkbazar.

Natürlich gehörte ich, das bin ich dem ehrwürdigen Alter schuldig, und ich redete mir zugleich ein, um den Unfinn zu rechtfertigen, daß es ja auch des wissenschaftlichen Interesses nicht entbehre, einmal zu sehen, wie das begüterte Berlin karnevalistisch verknüpft ist. Draußen im Westen und Süden Deutschlands, da hab' ich die Tollheiten des Karnevals, der das ganze Volk packt, lachend geschaut — aber wie wird sich die eingesperrte Lustigmacherei in Berlin äußern?

So schleppte mich denn mein Grad zum großen Maskenball des Metropol-Theaters.

Nur nach Mitternacht erschienen wir beide, mein Freund und ich, in diesem üppigsten Theaterraum Berlins, dessen Linien und Lichter orgastisch schwelgen, wo Liebesgötter aus allen Nischen und Winkeln flickern — ich meine architektonisch. Der Theatersaal ist wie aus Parfüm, Puder, Schönheitspflasterchen, weich losendem Lachen und galanten Küssen gebaut!

Eine Mark Garderobe . . . hm, kein ehrlicher Tröbler würde meinen Mantel und Hut höher beileihen als hier das bloße Aufbewahrungsgeld kostet. Würde ich dreimal den Ball besuchen, so wäre auch der Liebhaberwert meiner Garderobe durch den Garderobentribut überholt. Indessen, diese Mark macht Stimmung. Ich

bilde mir bereits ein, daß ich gewohnheitsmäßig Balkarat spiele, auf allen Reinen meine Pferde laufen lasse und die Balletkunst fördere.

Schon auf der teppichbelegten lichten Treppe thut sich die Zauberwelt auf: Es wandelt hinauf — sehr viel Hals, sehr viel Rücken und äußerst viel Bein — weiblichen Geschlechts.

Drimmen spielt man just den Opiumwalzer. Die Bühne ist in eine Art japanisches Theehaus verwandelt. Reisige Herolde, denen baumwollene Perriden um die geschminkten Gelbengesichter wild flattern, grenzen mit hölzernen Speeren eine Tanzbahn ab. Und zwischen den Speeren tanzen etliche Paare: Eine Griechin, deren Gewand bequem durch den Hühneraugenring gezogen werden kann, den sie offenbar unter den fleischfarbenen Seidenstrümpfen in den beängstigend winzigen Schuhen tragen muß, ein paar rotfeuerige Satanelle, Kolossalgestalten in schwarzen, roten, bronzefarbenen Dominos, ein Khamalmädchen, viel hogere Jugend und berfettetes Alter, das meiste recht kostspielig, Seide, glitzernde Steine, rosige Fettschminte. Die Weiblichkeit tanzt mit Vorliebe untereinander, mit gewerbmäßiger Leidenschaft und studierter Grazie. In gemessenen Paufen lachen sie auch, lachen in jener aufgezogenen Fröhlichkeit, wo man ihnen die schnarrenden Räder rasselfu zu hören glaubt.

Die Herren stehen, Cylinder auf den edlen Häuptern, gruppenweise zusammen und starren. Wären sie selbst numeriert, man könnte sie nicht unterscheiden, so gleich sind sie in ihrer Uniform gelangweilter Beistlosigkeit. Aber sie sind sehr aufmerksam, tauschen laut ihre Ansichten über die Vorzüge der einzelnen weiblichen Masken; sie reden Stedbriefe, nur daß sie sich nicht auf die Feststellung der Gesichtseigenheiten beschränken, sondern gewissenhafter und vollständiger verfahren. Die Herren sind höchst sorgsam, gilt es doch, die Wahl für die nächste Zukunft zu treffen.

Aus den Logen werfen vernünftigungsüchtige Damen kramphast ohne Unterlaß die papiernen Riesenschlangen in den Saal; es ist göttlich. So etwas von Heiterkeit ist nur in Berlin denkbar. Ein früh Betrunkener drängt sich redselig durch die Menge. Er nickt alle Damen an, ist entzückt über die Fülle ihrer Reize, umarmt eine nach der andren und, wenn er lallt: „Liebste meines Herzens, ich vergehe vor Liebe, Du Schönste des Paradieses“ — dann dirft alles vor Lachen, und die Griechin hat alle Milche, die Reste ihres Gewands am Schlüsselbein festzuhalten. Diese Griechin muß überhaupt über hervorragende Geisteskräfte verfügen; denn wie wäre es sonst möglich, daß sie ihre lockere Kleidung nicht irgendwo in einem Winkel vergißt . . . Der Betrunkene ist augenscheinlich ein Kunstprodukt, er ist vermutlich von der Direktion angestellt, um Leben in die Bude zu bringen.

Blumenmädchen drängen sich an die Männer und setzen ihnen revolverartig ihre weißen Kellen auf die Brust, jede Blume kostet ein kleines Vermögen. Jeden Augenblick soll man Pralines, Cigaretten oder Cigarettstöße kaufen. In den Wandelgängen schreitet ernst und wachsam der Feuerwehmann, der einzige Mensch in dieser Versammlung, der einen vernünftigen Zweck erfüllt. . . . Karneval, Karneval, Karneval!

Allmählich finden sich die Herzen. Man hat geprüft und gefunden. Die Paare ziehen sich in die Nebenträume zurück, und die goldenen und silbernen Sektstropfen fliegen. Ich erwische einen stillen Winkel und richte mir daselbst eine Einsiedlerklausen ein. Als ich mir beim Kellner den billigsten Rüdesheimer bestellte — sechs Mark die Flasche! — gleitet ein Zug der Verachtung über sein Antlitz — niemand anders unter den Hunderten trinkt Rheinwein, alle be-rauschen sich im Heidsiel Monopol oder zum mindesten an einer anständigen mouffierenden Hausmarke. Jedoch mein Rüdesheimer hat sein Gutes! er wirkt abschreckend, als Warnungstafel. Ab und zu verirrt sich ein Rostlappchen, eine Schwarzwälderin, ein Pierrat, eine Königin der Nacht in meine Nähe und sind aufrichtig gewillt, meine Einsamkeit zu erheitern. Sobald sie aber die Flasche sehen, fliehen sie erschreckt: „Blos Rüdesheimer, nein, das lohnt nicht. Nur Sekt!“

In meiner Nachbarschaft haben sich drei Herren mit ihren Damen niedergelassen, der eine ist ausgezeichnet durch Gigantenhände, er redet kein Wort, trinkt nur und laßt sich mit seinen Gigantenhänden unaufhörlich seinem Mädels auf den quabbligen Rücken, die diese Trommelei mit himmlischer Geduld erträgt. Dann führt er sie in den Saal, tanzt ein paar Runden, kehrt wieder, schweigt, trinkt und beginnt von neuem das Werk, den akustisch gut veranlagten Rücken seiner Dame mit den Gigantenhänden zu bearbeiten. Wer mag diese Fröhlichkeit ermeslen. Die zweite Dame ist von einer nervösen Geschwähigkeit, sie entdeckt an ihrem Partner Märchenaugen, lacht groll, in den Ausbrüchen ihrer Wonne von Hustenanfällen unterbrochen. Die dritte endlich trägt den neuesten Sternberg-Big vor, mit einer sanften Selbstverständlichkeit, die erschreckt; sie ist wie eine Märtyrerin der Jote. Aber ihr Opfer-mut hat auch bei den Herren stürmischen Erfolg. Dann berichtet sie von etlichen Bekannten, man hört etwas von Emil, Hugo und Julius — es müssen wohl gewöhnliche Sterbliche sein, denn sie gönnt ihnen nicht einmal den Herrentitel. Indessen sie weiß auch, was sie Standesperonen schuldig ist, und so erzählt sie: „Als ich vorgestern mit meinen Herrn Grafen nach Hause ging . . .“

Dann steigt ich wieder in den Saal herab. Dort hat sich die Stimmung inzwischen verändert. Der Sekt hat seine Schändigkeit gethan, und bei wilder Musik tanzen sie ausgelassen. Man konstantiert sogar ein wenig, voll des süßen Weins. Jetzt sieht man auch eine erotische Schönheit, ein Mischlingsmädchen, halb Siam, halb Wulst-

straße. Ihre Augen glimmen wie unter schwarzer Asche — man fürchtete sich mit dem Gradarmel in ihre Nähe zu kommen, er könnte sengen. Ihr Gesicht ist schon fast licht, nur am Rinn und unter den Augen sind noch schwärzliche Stellen, als hätte sie ein Schornsteinfeger angefaßt oder als wäre ihr ein rahniger Topf ins Gesicht geflogen. Die Schwarzweife ist viel umvorben.

Jetzt endlich, unter dem Zwang des Alkohols brechen auch die Leidenschaften hervor und raufen nach. Dort an der Bühne entwickelt sich eine schöne Eifersuchtstragödie. Sie ist ein ganz junges Weib, frisch, kräftig und temperamentvoll, eine eigenfinnige Stirn, große braune Neugier mit Tigerappretur. Wenn sie lächelt, blickt sie aus sanften Neugier; zürnt sie aber, so erwacht der Tigerblick. Und sie zürnt zumeist. Ein greisenhafter Lebensfängling hat sie schwer beleidigt. Bisher war dieser Lebensfängling recht munter. Er hüpfte auf einem Bein, holte alle Augenblicke die Banknotentasche hervor, in der die Tausendmarkscheine sich drängten, und wenn er eine Kelle bezahlte, nahm er ein paar Hundertmarknoten zwischen die Lippen, weil er aus Raummangel nicht wußte, wohin sonst damit. Dann stieg ihm leider der Champagner allzu heftig in den Kopf, seine Eifersucht erwachte und er herrschte die Neugierige an: „Wer war gestern morgen bei Dir? Gesetze, Weib, Du hast einen —.“ Ach, Seine Majestät König Ludwig der Fromme würde sich unaufhörlich im Grabe herum-drehen, wenn er wüßte, wie schlimm sein Name heruntergekommen!

Die Neugierige bekam wegen der Beschuldigung einen Wut-anfall, der in der Folge aus ihrem benebelten Hirn nicht mehr wich. Sie erhob drohend die Arme, schrie, heulte, vergoß Thränen, sprühte Tigerblide. Entsetzt floh der Lebensfängling, und sah zitternd mit abschafalem Gesicht in einer Ecke. Aber die Beleidigte ließ ihn nicht los, bewachte und verfolgte ihn mit ihren Augen und erklärte feierlich, sie würde ihn erwürgen und wenn sie sechs Wochen dafür ins Kittchen käme.

Ich suchte die Rajende zu trösten. Einen Augenblick lächelte sie sich, und das Neß kam wieder zum Vorschein, dann aber verflüchteten sich ihre Mienen, und sie klagte mir ihre Not unter stürzenden Thränen: „Nichts zu machen, mein Herr, nichts zu machen, ich tanze nicht mehr und will auch nichts trinken. Ich muß den Schuft haben, der mich so beleidigt hat. Weil er ein reicher Kerl ist und ich ein armes Mädchen, glaubte er sich alles herausnehmen zu können. Ich erwürge ihn und wenn ich sechs Wochen ins Kittchen komme.“

„Das ist nicht sehr angenehm,“ bemerkte ich aus persönlichen Erfahrungen.

„Das ist mir ganz gleichgültig, mein Herr. Nichts zu machen. Er muß mir ran! Er hat mir gesagt, ich hätte einen —! Mein Herr, ich soll einen — haben. So eine Gemeinheit. Und bloß weil er gestern bei mir einen Freund gesehen. Aber ich versichere Ihnen, es war ein anständiger Herr, der gestern bei mir war, ein hochanständiger Herr. Sieben Kinder hat er, verheiratet, und Offizier ist er. Es ist ein anständiger, hochanständiger Freund, der mich besucht, wenn er nach Berlin kommt. Er ist 'n Offizier, hat 'ne Frau und sieben Kinder. Ein hochanständiger Herr! Und dieser Schuft behauptet, das wäre mein —. Erwürgen werde ich ihn . . .“

Die Musik spielte die feunige Weise:

Auf dem Baume
Sitzt 'ne Pflaume,
Die möchte ich gerne haben!

Da sagte mein Feind zu mir: Soc, kehre heim, Du hast genug! Ich folgte dem Befehl.

Die Dämmerung lag über Berlin, und das erwachte Leben der Arbeit wehte mit reinem Aisem. Eine dürftig gekleidete Frau sprach mich an, und als ich vorbei gehen wollte, bat und bettelte sie flehentlich: „Nur eine Tasse Kaffee schenken Sie mir, mein Herr! Ich bin die ganze Nacht umhergelaufen — umsonst. Ich friere so, seien Sie gut, mein Herr!“ Und als ich sie anblidete, sah ich in ein Gesicht, das nicht lag . . .

Karneval, Karneval, Karneval!

J o c.

kleines Feuilleton.

18. Die Christen. Kinder Vorfrühling, Märzluft im Januar. Der Wind ging frisch, in der Sonne aber war es beinahe warm, und die Sonne lag heut überall. Mit ihrem hellen, goldenen Licht trock sie in die entlegensten Winkel und lodte die Menschen heraus.

Draußen im Walde war es schwarz von Spaziergängern, wie an einem schönen Sommertag. Auf der Chaussee bildeten die Equipagen eine fast unabherrschbare Kette. In das Näherrollen und Peitschenknallen mischte sich das helle Klingeln der Radler, das langgezogene Tuten der Meteorwagen.

Die drei Damen kamen von Paulsborn her. Sie hatten in der Försterei Kaffee getrunken, nun strebten sie dem Bahnhof zu. Die beiden älteren gingen langsam nebeneinander. Das junge Mädchen lief immer drei Schritt voraus, stöberte durch die Büsche und untersuchte den Stand der jungen Knospen. „Wir werden es bald grün haben.“ sagte sie.

„Na das hat noch Zeit,“ erwiderte die Mutter, auch die andre Dame lachte: „Ja, so schnell geht es wohl doch nicht, Fräulein Martha.“

Fräulein Martha kam langsam den Gang herauf und gesellte sich

zu den andern: „Nun, wir haben ja nächste Woche Februar, und der ist doch manchmal schon sehr schön.“

„O, der läßt auch zu wünschen übrig.“ Die Mutter lachte, „aber da haben wir das Jagdschloß noch einmal.“ Sie blieb stehen und auch die beiden andren hemmten ihren Schritt: „Wie schön!“

Ihnen gegenüber lag das Schloß, verwittert und altersgran, der See davor, halb noch gefroren, halb schon in blinkendem Wasser, lichtblau glänzend im Widerschein des Himmels. An einer offenen Stelle tummelte sich eine Schar Enten, sie tauchten und schwammen, nur der Gipel hielt es mit dem Trocknen. Feist und glänzend sah er auf einer Eisscholle und pugte seine Schwanzfedern, jede einzeln. Es war das einzige Leben in dem Bild, um das der Wald seinen grünen Rahmen spannte.

„Ist das nun nicht wundervoll?“ sagte die Mutter, „auch im Winter! Ich freue mich, daß wir herausgefahren sind.“

„Welch ein Frieden über allem liegt,“ stimmte Fräulein Martha bei, „man wird ein ganz andrer Mensch hier draußen, nicht wahr, Frau Reinhard?“

Die andre Dame nickte: „Ja, ich sage auch immer, die Natur weckt unsre edelsten Gefühle. Wir müßten wieder mehr mit der Natur leben. Alles Schlechte fällt da von einem ab.“

„Im Walde möchte ich leben,“ intonierte Fräulein Martha mit freischer, heller Stimme, brach aber schon nach den ersten paar Worten mit einem lauten Aufschrei ab: „O, Gott, was ist das? Hat sich da einer erhängt?“

Es hatte sich aber keiner erhängt, es war eine Voa, halb hing sie in dem Weidengebüsch, halb lag sie über dem Erdboden. Martha hob sie auf: „Die hat einer verloren.“

„Ja, es scheint wohl so!“ sagte die Mutter.

„Solche schöne Voa!“ Frau Reinhard ließ sie bewundernd durch die Finger gleiten, „die war nicht billig, echter Strauß. Zwanzig Mark hat die wenigstens gekostet!“

„Wenn sie dafür noch zu haben ist, die weißen Federn sind ja auch echt, sehen Sie nur, nichts gellebt.“ Martha zog die einzelnen heraus.

„Ja, was thut man nun, man nimmt sie doch wohl mit?“

„Liegen bleiben kann sie auf keinen Fall!“ pflichtete die Mutter bei.

„Vielleicht ist die Dame noch in der Nähe, die sie verloren hat“, sagte Frau Reinhard.

„Nun dann werden wir sie ja treffen.“

Martha nahm den Hund über den Arm und ging weiter, die beiden Damen folgten.

„Ja wenn die unehrlichen Leuten in die Hände gefallen wäre, konnte ihre Herrin sie in die Luft schreiben, Sie geben sie doch wenigstens zurück,“ sagte Frau Reinhard.

„Ja, selbstverständlich.“ Die Mutter nickte. „Das wird doch jeder anständige Mensch thun. Ich schide sie morgen nach dem Fundbureau.“

„Man kann doch gefundene Sachen nicht behalten —“ Fräulein Marthas Stimme klang etwas piliert.

„Manche thun es allerdings,“ meinte die Mutter, und auch in ihren Worten lag es wie leise Anzüglichkeit.

Frau Reinhard blieb stehen: „Wir könnten ja auch hier mal fragen, ob jemand was verloren hat. Da drüben gehen ein paar Damen.“

„Na schreien Sie nur nicht etwa aus: Wer hat eine Voa verloren?“

„Da möchten sich viele melden,“ höhnte Fräulein Martha.

„Martha trägt ihn ja doch auch. — Wer ihn verloren hat, wird ihn ja schon sehen — Du hast ihn doch über dem Arm, nicht wahr, Martha?“ Die Mutter sah auf die Tochter.

„Aber natürlich, hier ist er ja.“ Sie streckte den Arm mit der Voa unter dem Cape hervor und warf Frau Reinhard einen vorwurfsvollen Blick zu.

Frau Reinhard antwortete nicht gleich, sie ging weiter und schlug mit dem Sätm in die Büsche, dann blieb sie wieder stehen: „Ja, es ist auch wirklich eine schöne Voa. Ich wollte meiner Liebe auch schon immer eine kaufen — der würde die da gerade passen.“ Sie warf einen verlangenden Blick auf die Voa.

„Ja, Martha soll auch eine haben, ich bin bloß noch nicht dazu gekommen, sie zu besorgen. In den nächsten Tagen gehe ich aber, was, Martha? Auch schwarz und weiß wie die.“

„Ja, Mama.“ Sie tauschten einen Wid.

Sie hatten unterdessen den Hundelehnen-See erreicht, nun stiegen sie durch den Wald zum Bahnhof empor. Frau Reinhard ging jetzt voran, immer drei Schritte, und ließ die Augen umherwandern.

„Sie benutzen ja die Stadtbahn, Frau Reinhard.“ Martha blieb stehen. „Da müssen Sie ja durch den Tunnel, da müssen wir uns doch hier verabschieden.“

„Ach, ich fahre heute auch Potsdamer Bahn.“ Frau Reinhard stand schon auf dem Perron: „Ja, hier auf dem Bahnhof könnten Sie die Voa auch abgeben, hier ist doch ein Fundbureau?“ Sie sprach sehr laut.

„Müssen wir noch lange auf den Zug warten?“ fragte die Mutter statt aller Antwort.

„Er kann in zehn Minuten da sein, — ja ich hätte doch gedacht, wir würden die Dame noch treffen, die die Voa verloren hat.“

„Mein Gott, warum schreien Sie denn so?“ Martha warf ihr einen Wid zu.

In der Nähe wurde man aufmerksam; aus einer Gruppe, die dicht am Schalter stand, kam eine Dame: „Ach eine Boa, die Damen reden von einer Boa, verzeihen Sie, haben Sie eine Boa gefunden? Drüben am Grunewaldsee. Schwarz und weiß, aus echten Straußfedern.“

„Ja, hier ist sie!“ — Martha nahm sie unter dem Cape hervor. Mit einem Freudenstöhnen riß die Dame sie ihr aus der Hand: „Das ist sie! O, ich danke Ihnen! Sie haben sich damit getragen... ich...“

„Aber bitte, das war doch selbstverständlich!“ Martha wehrte ab. „Wir hätten sie morgen nach dem Hundebureau geschickt“, verpflichtete die Mutter bei.

„Der Zug! Der Zug!“ — Der einfahrende Train schnitt jede weitere Rede ab.

„Es ist erst der nach Charlottenburg“, sagte Frau Reinhard. „Ja, Sie warten noch auf die Potsdamer Bahn! Ich möchte doch nach der Stadtbahn hinüber gehen.“

„Wollen Sie uns verlassen? Aber bleiben Sie doch!“ Die beiden andern sagten es fast einstimmig.

„Nein, nein, ich bin da schneller zu Haus. Ach, sehen Sie, da drüben kommt schon mein Zug.“ Sie riß sich los und eilte nach dem Tunnel. Martha sah ihr nach, die freundliche Miene war plötzlich von ihrem Gesicht verschwunden. Dann wandte sie sich zu ihrer Mutter: „Oder Reidhannel, wenn sie sie man gefunden hätte!“ —

Aus dem Pflanzenleben.

— Der Frühlings-Safran. Arthur Harber schreibt in der Wochenchrift „Merthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff): Einer der ersten Frühlingsboten ist der Frühlings-Safran (Crocus vernus All.). Kurzweg auch Krokus genannt. Oft deckt noch Schnee das Erdreich, wenn dieser Frühlingsverkünder seine hübschen Blüten der Sonne zuehrt und Nachfröste und Frühlingsstürme suchen ihm seine Blütenpracht zu vernichten. Der Frühlings-Safran ist in Südeuropa heimisch, kommt aber auch noch in der Schweiz, in Süddeutschland und selbst in England vor. Er ist die Stammart aller im Handel befindlichen und in den Gärten gepflegten Krokusarten.

Der Krokus ist infolge seiner großen Anspruchslosigkeit und leichten Kultur eine allgemein beliebte Frühlingspflanze: in jedem Garten ist er zu finden und selbst als Zimmerpflanze hat er sich das Feld erobert. Fehlt ihm auch der Taust, der uns andre seiner Gewossen so angenehm macht, er gleicht diesen Mangel wieder aus durch eine große Blütenfülle und durch den Farbenreichtum und den Glanz seiner Blumen. Jeder kennt den prächtigen Frühlingsblüher und deshalb erübrigt es sich auch, auf den Krokus näher einzugehen. Seine Blüte ist entweder weiß, gelb, blau, violett, rot oder bunt und im Verhältnis zur Pflanze sehr groß. Die Pflanze ist sehr hart und kann im Freien unbedeckt bleiben. Besonders schön machen sich Nasenplätze, in die man Krokuszwiebeln eingesetzt hat. Sie stören dort nicht im geringsten, haben sie abgeblüht, so werden sie bei dem nächsten Nasenschchnitt mit abgeschritten und kommen erst im nächsten Frühjahr wieder zum Vorschein, durch Zwiebelbrut reichlich vermehrt. Der Frühlings-Safran ist mit jedem Gartenboden zufrieden, besonders aber liebt er einen gut gedüngten Sandboden und eine freie Lage, wohin die Sonne gut kommt. Ist die Pflanze auch nicht empfindlich, so soll man doch in schneearmen Wintern mit Laub oder dergleichen bedecken, die Schutzdecke muß aber zeitig im Frühjahr wieder entfernt werden.

Zum Zreiben der Krokus nimmt man nur die stärksten Zwiebeln. Man rechnet auf einen 10 Centimeter im Durchmesser haltenden Topf bis 6 Zwiebeln, die man von August bis Oktober in sandige Mistbeeterde pflanzt. So lange keine stärkeren Nachfröste austreten, bleiben die Töpfe im Freien stehen, erst dann werden sie in die Uebervinterungsräume gebracht. Sind die Zwiebeln bewurzelt, so wird reichlicher gegossen, immer aber wird darauf gehalten, daß der Standort möglichst kühl sei. Bei einem zu warmen Stand geben die Zwiebeln zu sehr ins Kraut und ersüden die sich bildenden Blüten. Da im Wohnzimmer meist eine trodene Luft herrscht, empfiehlt es sich, die Töpfe mit Glasglocken zu bedecken, was die Entwicklung der Blätter und Blüten wesentlich beschleunigt. Die Vermehrung der Krokus geschieht fast nur durch Brutzwiebeln, wohl aber auch aus Samen, was aber nur dann Wert hat, wenn man neue Sorten zu züchten beabsichtigt. Die Zwiebelbrut wird nur alle drei Jahre abgenommen. Man pflanzt dieselbe einzeln im Freien in Abständen von mindestens 10 Centimetern und bringt die Zwiebeln 12 bis 15 Centimeter tief in gut gegrabene und gedüngte Beete. —

Technisches.

— Ein neuer Pariser Bahnhof. Im „Neuen Pester Journal“ berichtet J. Sillosy aus Paris: Wenn man, vom Palais Bourbon kommend, nach dem Quai d'Orsay geht, lenktet einem ein riesiges weißes Gebäude wie ein Feenpalast entgegen. Es ist auch ein Palast, und das ein gewaltiger Prachtbau: Der neue Orleans-Bahnhof! Mitten in der Stadt, mitten unter andern Häusern ist er errichtet worden. Das war aber ganz einfach: das monumentale Stationsgebäude braucht eben nicht mehr Platz, als es selber einnimmt; die Züge fahren auf unterirdischem Weg heran, sämtlich von elektrischen Lokomotiven befördert, so daß die Nachbarschaft nicht einmal durch Rauch

belästigt wird. Der glänzende neue Bahnhof wird lange weiß und rein bleiben. Das ist der wahre Bahnhof für das neue Jahrhundert. Von der alten Hauptstation, draußen an der Musterliß-Brücke, hier herein und ebenso bis dort hinaus wird alles elektrisch befördert. Am Gebäude draußen strahlen zwei Transparenzen, deren Zifferblatt so riesig ist, daß der längere Zeiger, der in einer Stunde herum muß, keinen Augenblick ruhig bleibt. Inwendig aber ist, von dem prachtvollen Restaurant abgesehen, alles nur eine einzige Riesenhalle. Zu den Zügen steigt man hinab, auf jeden Quai mittels besonderer Treppen. Aber nicht allein die Reisenden gehen ab und zu, auch das Gepäc bewegt sich selbständig. Ein sogenannter „rollender Teppich“ ist da, wie ein ähnlicher im „Magasin du Louvre“ den Kundschaften zur mühelosen Erreichung der oberen Etagen dient. Hier ist er aber nicht für die Menschheit, sondern für deren Bagage bestimmt. Ein Zug langt an, sogleich steigen da in langer Reihe Koffer und Kollis in allen Größen empor. Das ist ein drolliger Anblick. Oben, in der Ausgangshalle angelangt, zerteilen sich die Gepäcsmassen auf zehn riesenlange Tische, die sofort ebenfalls zu rollen anfangen. 10 Tische deshalb, weil die Einrichtung getroffen ist, daß die Gepäcsausgabe in 10 Abteilungen geschieht, je nachdem die Nummer des Gepäcscheins mit der Ziffer 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 oder 0 endet. In einer Minute hat jeder seine Sachen. —

Humoristisches.

— Beim Antiquitätenhändler. „... Hier habe ich ein paar Strümpfe der unglücklichen Maria Stuart!“ „Sind die Löcher in den Fersen historisch?“ —
— Kulturfortschritt. Städter: „Nun, seid Ihr in Eurem Dorfe auch mit der Zeit fortgeschritten?“ Bauer: „Ja freilich! Einer von uns hat sogar schon a' „un-verstand'ne“ Frau!“ —
— Raiv. Junge (dessen Schwester in der „Zauberflöte“ als Statistin mitwirkt, zu einer aus dem Theater tretenden Sängerin): „Entschuldigen Sie, haben Sie meine Schwester nicht gesehen?“ Sängerin: „Ich kenne ja Deine Schwester nicht — was ist sie denn?“ Junge: „An Aff!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt von Mitte Februar ab eine Monatschrift „Zeitlexikon“ heraus. Jedes Heft wird 100 bis 125 Seiten Lexikonformat stark sein und 1 M. kosten. —
— „Die Gesellschaft“ soll als „Heimatsorgan“ nach München verpflanzt werden. —
— Rosa Vertens scheidet mit Schluß dieser Spielzeit aus dem Ensemble des Lessing-Theaters. —
— Das Gastspiel des Wunten Theaters an der SeceSSIONsbühne wird über den 1. Februar hinaus verlängert werden. Das Ensemble des SeceSSIONstheaters wird während dieser Zeit im Welle-Alliance-Theater seine Vorstellungen geben. —
— Carlott Gottfried Reulings Schauspiel „Der Netter“ wird Mitte Februar im Schiller-Theater zur Erstaufführung gelangen. —
— „Der blaue Stein“, ein Einakter von Paul Alexander, wurde bei der Erstaufführung im Hamburger Thalia-Theater freundlich aufgenommen. —
— August Dugerts „Nausikaa“ geht Mitte Februar zum erstenmal im Dresdener Hoftheater in Scene. —
— „Amen“, ein einaktiges Operndrama von Bruno Heydrich, wurde bei der Premiere im Stadttheater zu Halle a. S. freundlich aufgenommen. —
— Robert Planquettes Operette „Quatre sons“ kommt im Münchener Gärtnerplatz-Theater zur Erstaufführung. —
— Perosis neues Oratorium „Natale“ („Weihnacht“) erzielte bei der Erstaufführung in Rom einen großen Erfolg. —
— Die „Völkstümlichen Kunstausstellungen“ im Gewerkschaftshause werden beschiden: L. Corinlh, O. Edmann, O. H. Engel, R. Engelmann, Otto Feld, Hans Hermann, Dora Hüb, Käthe Kollwitz, W. Leistikow, M. Liebermann, P. Meyerheim, F. Starbina. Auch einige Privatmaler haben hervorragende Werke aus ihrem Besitz für die Ausstellung zugesagt. —
— Die Neuerwerbungen der Nationalgalerie werden dieser Tage im Corneliusaal ausgestellt werden. Es sind Gemälde und plastische Kunstwerke, die für die Galerie auf der letzten Kunstausstellung und der Pariser Weltausstellung angekauft wurden. —
— Das Königsberger Bernstein-Museum, das bisher im Privatbesitz war, wird vom Staat für 305 000 M. angekauft werden. Die einzelnen Stücke der Sammlung sollen nach Berlin, Danzig und Königsberg kommen. —
— Bei der am 10. Januar stattgehabten internationalen wissenschaftlichen Ballonfahrt erreichte ein in Wien aufgelassener, unbemannter Ballon, soweit jetzt zu schätzen ist, 12000 Meter Höhe. Die tiefste Temperatur betrug circa — 70 Grad. —